

Kinder und Kirche, das war lange Zeit eine völlig unbedenkliche Kombination. Kaum ein Ort, der für Kinder sicherer schien als Kindergottesdienste und kirchliche Jugendfreizeiten. Umgekehrt haben Kinder in der christlichen Botschaft eine zentrale Stellung inne. Nicht nur, dass Jesus ein Kind in die Mitte der Jünger stellt, um Letzteren eine Lektion zu erteilen. Gott selbst wird zum Kind, um uns alle etwas zu lehren: Kindern gehört das Reich Gottes, die Kleinen sind die wahrhaft Großen. Göttliche Dialektik.

Doch seit Beginn der Missbrauchskrise scheint das Verhältnis von Kirche und Kindern auf allen Ebenen ins Wanken geraten zu sein. Das merken wir an all dem, was mit dem Wissen um den Missbrauch und seine jahrzehntelange Verursachung nun nicht mehr geht. Im Großen wie im Kleinen. In unseren Gemeinden wie im eigenen Leben. »In dulci jubilo« zum Beispiel mag man nun kaum mehr hören, geschweige denn singen. Das mag eine Kleinigkeit sein, aber die Diskrepanz zwischen der früher empfundenen Harmlosigkeit dieses Liedes und der heute von ihm ausgelösten Abscheu fällt drastisch aus. In der zweiten Strophe heißt es da: »O Jesu parvule, nach dir ist mir so weh, tröst mir mein Gemüte, o puer optime, mit aller deiner Güte ...« Wer um die massenhaft von Klerikern verübte sexualisierte Gewalt gegen Kinder weiß, wer sich auch nur ein wenig mit Täterstrategien und Leidensgeschichten befasst hat, in dem rufen diese Zeilen unweigerlich das Bild des Missbrauchsträters wach, der sich mit solchen Worten an sein Opfer heranmacht. »Tröst mir mein Gemüte, o Kindlein zart und rein, durch alle deine Güte, o liebste Jesulein« (so eine rein deutsche Fassung des Liedes) kann wohl in keiner katholischen Kirche mehr gesungen werden, ohne eine gewisse Beklemmung auszulösen. Das mag, wie gesagt, nur eine Kleinigkeit sein. Erwas, das sich durch eine sorgfältige Liederwahl vor den Weihnachtsgottesdiensten vermeiden lässt.

Was sich nicht so einfach umschiffen lässt, ist das Bild des nackten, nur in Windeln gewickelten Säuglings, das im Mittelpunkt der Weihnachtsfeier steht. Ebenso die Tatsache, dass Kindlichkeit, Gotteskindschaft, kindliches Vertrauen einen zentralen Platz im christlichen Glauben einnehmen. Christen nennen sich Kinder Gottes. Sie rufen Gott als ihren Vater an. Sie sprechen von der Kirche als ihrer Mutter. Christliche Gottesdienste, Bibeltexte, Gebete und Rituale sind voll von Eltern-Kind-Bildern. So sagt Jesus in Mk 10, 13–15: »Lasst die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes. Amen, das sage ich euch: Wer das Reich Gottes nicht so annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.« Das heißt, Christen müssen sich ihren Himmel nicht verdienen. Sie haben keinen Buchhalter-Gott, der eine Strichliste über Sünden und Verdienste führt und nur die Braven in den Himmel lässt und die Pflüchvergesenen in die Hölle stößt, sondern sie haben einen Vater zum Gott, der seine Kinder liebt, weil es seine Kinder sind, und der auch die größten Sünder in den Himmel lässt, wenn sie ihn in letzter Sekunde um Vergebung bitten. In Psalm 131 finden wir das wunderschöne Mutter-Kind-Motiv: »Ich ließ meine Seele ruhig werden in mir und still. Wie ein Kind bei seiner Mutter, ist mein Herz still, und Frieden ist in meiner Seele. Ich vertraue allein dir, Herr, mein Gott, heute und in Ewigkeit.«

Es ist gerade dieses kindliche Vertrauen wider alle menschlichen Berechnungen und Kontrollimpulse, das den Reiz des Christlichen ausmacht. Wenigstens vom Anspruch her bedeutet Christsein, in einem grenzenlosen kindlichen Vertrauen gegenüber diesem Gott zu leben, auch und gerade dann, wenn das Leben und der Glauben schwer werden. Denn gerade dann macht es den entscheidenden Unterschied, hoffen zu können, dass jener allmächtige gütige Vater einen auf wunderbare Weise aus schwerer Not befreien kann. Dieses Urvertrauen hat durch alle Jahrhunderte hindurch Menschen beflügelt und es ihnen ermöglicht, schier übermenschliche Herausforderungen und Gefahren auf sich zu nehmen, von Paulus über Katharina von Siena bis zu Maximilian Kolbe.

Schließlich bleibt das Motiv des göttlichen Kindes. Seine Nacktheit ist nicht zufällig. Sie symbolisiert seine physische Menschlichkeit und die unmittelbar mit ihr verbundene Verletzlichkeit. Der allmächtige Gott gibt sich ungeschützt in die Hände von Menschen. Wie das ausgegangen ist, wissen wir, denn wir kennen das andere zentrale Motiv des Christentums: das Kreuz, wo Jesus als Erwachsener – wieder nackt, mit nichts als einem Tuch um die Hüften – stirbt. Die zentrale Botschaft beider Bilder: Wer Verletzlichkeit riskiert, gewinnt. Denn nach dem Tod Jesu kommt seine Auferstehung und damit nicht nur die Überwindung des Todes, sondern auch der endgültige Triumph über die Logik der Gewalt. Die Prämisse dahinter: Aus der Logik der Gewalt kommen wir nicht heraus, indem wir zurückschlagen. Wir überwinden sie, wenn wir die Stärke haben, Hass mit Liebe zu beantworten. Die andere Wange hinhalten, sich selbst verletzlich machen, an der Begrenztheit des eigenen Lebens und seiner Möglichkeiten nicht zu verzweifeln, Demütigungen ertragen und Liebe schenken können, auch ohne Gegenliebe zu erwarten: Das ist die Logik der Erlösung. Das ist die DNA der christlichen Botschaft.



Foto: Silke Wimmer

Der Anfang der Kindheit

Würden Maria und Josef ihren Sohn heute in eine katholische Kita geben? Warum es eine neue Theologie des Kindes braucht, seit die Kirche bei dem Thema ihre Unschuld verlor

VON DORIS REISINGER

Wer so lebt, rechnet Verletzungen und Leiden – das Kreuz – mit ein. Es ist eine Art christliches Berufsrisiko, das im Extremfall bis zum Tod führen kann, einem Tod, den Christen dann Martyrium, Zeugnis, nennen. Denn mit diesem Tod wird eine Hoffnung bezeugt, ohne die das Risiko gar nicht hätte eingegangen werden können: Gottes und Kinder der Mutter Kirche, denen es nicht zusteht, Fragen zu stellen oder gar Kritik zu üben und Kleriker zum Handeln aufzufordern.

Stattdessen sollen sie weiter vertrauen. Auf Augenhöhe mit den Stellvertretern Gottes kommen sie nie. Die Täter und die Verursacher verhalten sich derweil selbst wie Kinder. Sie scheinen in dem Gefühl zu leben, dass sie etwas angestellt haben, und hoffen jetzt, dass Gott nicht böse mit ihnen sein wird. Die Idee, Rechenschaft vor den Opfern abzugeben und Wiedergutmachung zu leisten, scheint nur höchst mühsam in ihr Bewusstsein vorzudringen. Das mag daran liegen, dass es in einer Institution, die so tief von der Eltern-Kind-Metapher und der Gott-Mensch-Beziehung geprägt ist, keine symmetrischen Beziehungen zwi-

schen Klerikern und Laien gibt. Während Laien in dieser Kirche immer Kinder bleiben, wechseln Kleriker permanent zwischen dem Gefühl kindlicher Ohnmacht (gegenüber Gott und dem Reich) und göttlicher Allmacht (gegenüber dem Kirchenvolk und der »Welt«) hin und her.

Das eine Mal beteuern sie, ihnen seien selbst die Hände gebunden und es gebe so vieles, was sie nicht tun könnten, auch wenn sie es wollten. Das andere Mal handeln Bischöfe so selbstverständlich autoritär, wie es nur in einem Sozialgefüge möglich ist, dessen Verfassung sich seit Jahrhunderten nicht geändert hat: Dann agieren sie als Fürsten von Gottes Gnaden, die sehr genau wissen und vernunftlich haben, dass sie keiner demokratischen Legitimation bedürfen, nicht abgewählt werden können und darum auch nicht auf die Gunst gewöhnlicher Menschen angewiesen sind.

So weit, so traurig – oder auch so bestürzend. Spontan möchte man angesichts dieses Befundes nach einer neuen Theologie der Kindheit fragen. Eine, die Gläubige weniger wehlos macht. Die

Verletzlichkeit und Kleinheit nicht mehr idealisiert. Eine, die es Opfern erlaubt, sich zu wehren und wo nötig zurückzuschlagen. Müssen Theologinnen und Theologen vielleicht sogar eine Art christlicher Pubertät einläuten, um die Kirchen endlich auf den Weg zu einem erwachsenen Christsein zu bringen, mit Mut zum Fragen, Kritisieren, Aufbegehren und Sichwehren? Ist die Missbrauchskrise für die Kirchen sozusagen das Ende der Kindheit und des bedingungslosen kindlichen Vertrauens? Sie hat ein für alle Mal deutlich gemacht: Wir können es nicht Gott und dem ewigen Jenseits überlassen, das Leiden geschundener Kinder seelen wiedergutzumachen. Wir können es uns nicht leisten, der »Mutter Kirche« nach allem, was war, weiter rückhaltlos zu vertrauen. Wir können Bischöfen ihre jahrzehntelange systematische Verursachung nicht deswegen nachsehen, weil wir hoffen, dass das alles auf wunderbare Weise von Gott wiedergutmacht werden wird.

Doch der spontane Impuls trägt. Denn um das deutlich zu machen, braucht es gar keine neue Theologie der Kindheit. Es braucht allerdings eine ganz andere, vermutlich deutlich größere Revolution. Theologinnen und Theologen müssen aus dem Elfenbeinturm abstrakter Diskurse heraus-treten. Sie dürfen nicht nur ganz allgemein und abstrakt über Endlichkeit, Verletzlichkeit und das Hoffendürfen unter eschatologischem Vorbehalt reden, sondern müssen auch in der Frage, was daraus für die kirchliche Lehre und Praxis, für Moral, Pastoral, Kirchenrecht und so weiter zu folgen hat, offen Stellung beziehen. Solange die Menschen, die in der Kirche am meisten zu sagen haben, zugleich auch nach Belieben sich oder anderen die Rolle der ohnmächtigen Kinder zusprechen und im Falle des Falles die Letzverantwortung auf Gott abwälzen können, ohne dass ihnen von Theologen und Theologinnen widersprochen wird, birgt das Eltern-Kind-Motiv ebenjene gefährliche Schlagseite, die im Missbrauchskandal so unbarmerzigzeitig zutage getreten ist.

Dabei wäre es einfach, Ort und Funktion der Kindheitssymbolik im kirchlichen Leben theologisch auszubuchstabieren. Kinder in den Mittelpunkt zu stellen heißt gerade nicht, die Wehlosigkeit vieler zum Nutzen einiger zu zementieren. Es bedeutet vielmehr, wirklich oder vermeintlich Schwache nicht wegen ihrer Schwäche auszugrenzen, sondern für sie einzutreten, ihnen einen Platz am Tisch zu geben und aller vordergründigen Ungleichheit zum Trotz Augenhöhe mit ihnen herzustellen. Auch wenn die Kirchenverfassung das immer noch nicht spiegelt, führen heißt im Christentum hören. Leid sehen heißt es lindern. Macht haben heißt dienen.

Und dienen heißt eben nicht die eigene Machtfülle mit dem Wort vom Dienen zu verschleiern, sondern konkret die eigenen Möglichkeiten in den Dienst der Bedürfnisse der Menschen zu stellen, für die man Verantwortung trägt. Es heißt auch: Mächtige nicht blind verehren, sondern sie zur Verantwortung rufen. Wo die einen verletzlich sind, müssen andere sich um sie kümmern. Wo Menschen leiden, hungern, frieren, ertrinken, geschlagen, missbraucht und gehindert werden, müssen andere für sie eintreten. Nicht nur mit Worten oder dem Kleingeld aus der Portokasse des Bischofflichen Stuhls, sondern mit der Fülle der eigenen Möglichkeiten. Das ist die christliche Botschaft. »Gebt ihr ihnen zu essen«, sagt Jesus zu seinen verdutzten Jüngern, die sich angesichts der Menschenmassen überfordert sahen.

Kinder in den Mittelpunkt der christlichen Botschaft zu stellen heißt also angewandt auf die Praxis des kirchlichen Lebens: Letzt ihr so, dass unbeschwertes, kindliches Vertrauen für andere möglich bleibt. Angewandt auf den kirchlichen Umgang mit Gewalt und Verursachung in den Kirchen heißt es: Macht ihr wieder gut, was eure Brüder angerichtet haben. Hört den Opfern zu, begegnet ihnen auf Augenhöhe und gebt ihnen, was sie brauchen! Vor allem aber heißt es für das kirchliche Leitungspersonal: Hört auf, in routinierter kirchlicher Verantwortungsvermeidungshaltung zwischen kindlicher Ohnmacht und göttlicher Allmacht zu changieren, wie es für euch gerade am bequemsten ist, und fangt endlich an, eure tatsächlichen Möglichkeiten ganz konkret in den Dienst der Menschen zu stellen, für die ihr Verantwortung habt, an erster Stelle in den Dienst der Opfer eurer Brüder. Dieser Verantwortung ausweichen gehört auch zu dem, was mittlerweile nicht mehr geht in dieser Kirche. Gott sei Dank.

Doris Reisinger

Doris Reisinger ist Theologin und Publizistin. Sie gehörte mehrere Jahre der geistlichen Familie »Das Werk« in Rom an. Über den sexuellen Missbrauch, den sie dort erlebte, schrieb sie 2014 das Buch »Nicht mehr ich. Die wahre Geschichte einer jungen Ordensfrau«. Zuletzt veröffentlichte sie mit Klaus Mertes ein Buch über den spirituellen Missbrauch in der katholischen Kirche.

Verletzlichkeit und Kleinheit nicht mehr idealisiert. Eine, die es Opfern erlaubt, sich zu wehren und wo nötig zurückzuschlagen. Müssen Theologinnen und Theologen vielleicht sogar eine Art christlicher Pubertät einläuten, um die Kirchen endlich auf den Weg zu einem erwachsenen Christsein zu bringen, mit Mut zum Fragen, Kritisieren, Aufbegehren und Sichwehren? Ist die Missbrauchskrise für die Kirchen sozusagen das Ende der Kindheit und des bedingungslosen kindlichen Vertrauens? Sie hat ein für alle Mal deutlich gemacht: Wir können es nicht Gott und dem ewigen Jenseits überlassen, das Leiden geschundener Kinder seelen wiedergutzumachen. Wir können es uns nicht leisten, der »Mutter Kirche« nach allem, was war, weiter rückhaltlos zu vertrauen. Wir können Bischöfen ihre jahrzehntelange systematische Verursachung nicht deswegen nachsehen, weil wir hoffen, dass das alles auf wunderbare Weise von Gott wiedergutmacht werden wird.

Doch der spontane Impuls trägt. Denn um das deutlich zu machen, braucht es gar keine neue Theologie der Kindheit. Es braucht allerdings eine ganz andere, vermutlich deutlich größere Revolution. Theologinnen und Theologen müssen aus dem Elfenbeinturm abstrakter Diskurse heraus-treten. Sie dürfen nicht nur ganz allgemein und abstrakt über Endlichkeit, Verletzlichkeit und das Hoffendürfen unter eschatologischem Vorbehalt reden, sondern müssen auch in der Frage, was daraus für die kirchliche Lehre und Praxis, für Moral, Pastoral, Kirchenrecht und so weiter zu folgen hat, offen Stellung beziehen. Solange die Menschen, die in der Kirche am meisten zu sagen haben, zugleich auch nach Belieben sich oder anderen die Rolle der ohnmächtigen Kinder zusprechen und im Falle des Falles die Letzverantwortung auf Gott abwälzen können, ohne dass ihnen von Theologen und Theologinnen widersprochen wird, birgt das Eltern-Kind-Motiv ebenjene gefährliche Schlagseite, die im Missbrauchskandal so unbarmerzigzeitig zutage getreten ist.

Dabei wäre es einfach, Ort und Funktion der Kindheitssymbolik im kirchlichen Leben theologisch auszubuchstabieren. Kinder in den Mittelpunkt zu stellen heißt gerade nicht, die Wehlosigkeit vieler zum Nutzen einiger zu zementieren. Es bedeutet vielmehr, wirklich oder vermeintlich Schwache nicht wegen ihrer Schwäche auszugrenzen, sondern für sie einzutreten, ihnen einen Platz am Tisch zu geben und aller vordergründigen Ungleichheit zum Trotz Augenhöhe mit ihnen herzustellen. Auch wenn die Kirchenverfassung das immer noch nicht spiegelt, führen heißt im Christentum hören. Leid sehen heißt es lindern. Macht haben heißt dienen.

Und dienen heißt eben nicht die eigene Machtfülle mit dem Wort vom Dienen zu verschleiern, sondern konkret die eigenen Möglichkeiten in den Dienst der Bedürfnisse der Menschen zu stellen, für die man Verantwortung trägt. Es heißt auch: Mächtige nicht blind verehren, sondern sie zur Verantwortung rufen. Wo die einen verletzlich sind, müssen andere sich um sie kümmern. Wo Menschen leiden, hungern, frieren, ertrinken, geschlagen, missbraucht und gehindert werden, müssen andere für sie eintreten. Nicht nur mit Worten oder dem Kleingeld aus der Portokasse des Bischofflichen Stuhls, sondern mit der Fülle der eigenen Möglichkeiten. Das ist die christliche Botschaft. »Gebt ihr ihnen zu essen«, sagt Jesus zu seinen verdutzten Jüngern, die sich angesichts der Menschenmassen überfordert sahen.

Kinder in den Mittelpunkt der christlichen Botschaft zu stellen heißt also angewandt auf die Praxis des kirchlichen Lebens: Letzt ihr so, dass unbeschwertes, kindliches Vertrauen für andere möglich bleibt. Angewandt auf den kirchlichen Umgang mit Gewalt und Verursachung in den Kirchen heißt es: Macht ihr wieder gut, was eure Brüder angerichtet haben. Hört den Opfern zu, begegnet ihnen auf Augenhöhe und gebt ihnen, was sie brauchen! Vor allem aber heißt es für das kirchliche Leitungspersonal: Hört auf, in routinierter kirchlicher Verantwortungsvermeidungshaltung zwischen kindlicher Ohnmacht und göttlicher Allmacht zu changieren, wie es für euch gerade am bequemsten ist, und fangt endlich an, eure tatsächlichen Möglichkeiten ganz konkret in den Dienst der Menschen zu stellen, für die ihr Verantwortung habt, an erster Stelle in den Dienst der Opfer eurer Brüder. Dieser Verantwortung ausweichen gehört auch zu dem, was mittlerweile nicht mehr geht in dieser Kirche. Gott sei Dank.